

Der Gewinn der modernen Schriftauslegung für den christlichen Glauben

Von Alfons Deissler

Man spricht heute viel vom unbezweifelbaren Phänomen des »Glaubenschwundes« und gibt für dieses Schwinden vielfache Begründungen. Sowohl beim Klerus wie bei Laien ist öfter zu hören, als eine der Hauptursachen der Glaubensverunsicherung müsse die neuere Exegese mit ihrer historisch-kritischen Methode betrachtet werden. Man sollte dieser Meinung einmal in methodisch abgesicherten Umfragen nachgehen. Daß es heute Leute in allen Lebensaltern gibt, welche die Spannungen zwischen der wissenschaftlichen Exegese und der traditionellen Lehrverkündigung schwer aushalten und sich dann gemäß einem »entweder«-»oder« entscheiden, ist keine Frage. Wie viele es sind, und welche anderen Motive bei ihrer Entscheidung noch mit ins Spiel kommen, wissen wir nicht. Auch wenn wir es wüßten, stünde immer noch die fundamentale Frage an, ob die moderne Schriftauslegung aus sich heraus dem christlichen Glauben abträglich ist.

An dieser Stelle wären Reflexionen über das Grundverhältnis von Schrift und Tradition und Kirche fällig. Es ist theologisch noch lange nicht in allem aufgeheilt. Eines ist allerdings klar: auch die »lehrende Kirche« gehört insofern zur »hörenden Kirche«, daß sie vor allem Lehren selbst auf die biblische Offenbarung hören und sich so als Dienerin des göttlichen Wortes (nicht als seine Herrin!) erweisen muß¹. Freilich steht dabei jeweils die Frage auf, was das von der Gemeinschaft der Gläubigen, das heißt: kirchlich überlieferte Schriftwort ursprünglich besage. Der sogenannte »Literalsinn« muß der Ausgangspunkt aller Lehre und Verkündigung sein und bleiben. Gleichwohl ist folgendes zu beachten: Jeder geschriebene Text kann eine Tiefendimension enthalten, die das aktuelle Bewußtsein des Verfassers übersteigt, wie manche Dichter, zum Beispiel Goethe, ausdrücklich bekennen. Man sollte schon von daher die These, daß der biblische Literalsinn grundsätzlich offen sein könne für eine in einem neuen Verständnishorizont erfolgende »Auffüllung«, nicht so leichtthin von der Hand weisen, wie dies öfter bei Exegeten geschieht². In der Schrift selbst lassen sich ja überzeugende Beispiele der »relecture« (»Wiederlesung« in einer neuen geschichtlichen Situation) und der »Transposition« (auf eine neue, höhere Ebene) finden.

¹ Vgl. Vaticanum II, *Dei verbum* II, 10.

² Der Satz von Josef Blank: »Der »sensus plenior«, der mitunter für problematische Exegese erhalten muß, ist eine Mystifikation, mit der eine so operierende Theologie sich selbst kompromittiert« (in »Verändert Interpretation den Glauben?«, Freiburg i. Br. 1972, S. 37) ist viel zu pauschal und wischt das Problem mit Hinweis auf Mißbräuche allzu billig vom Tisch.

Die Exegese hat sich ihrem Auftrag gemäß in jedem Fall zunächst um den Literalsinn, das heißt um die Aussage, wie der Verfasser und seine Zeitgenossen den Text verstanden haben, zu bemühen. Gerade der gläubige Exeget, der von der »Inkarnation« göttlicher Gedanken im menschlichen Schriftwort überzeugt ist, muß um so hörsamer auf dieses »inkarnierte« Wort achten und seiner Aussage alles eigene Aussagen unterstellen. Was es aussagt, ist mit den Methoden zu bestimmen, welche auch sonst bei literarischen Texten angewendet werden, das heißt, der Text ist »textkritisch«, »formkritisch«, »gattungskritisch«, »literarkritisch«, »traditionskritisch«, »redaktionskritisch« und »motivkritisch« zu untersuchen. Diese methodischen Gänge kennzeichnen die neuere und neueste Exegese. Gegenwärtig sind auch Zugänge zu biblischen Texten mit Hilfe der Methoden der modernen Linguistik in der Erprobung, doch noch ohne überzeugende Ergebnisse. Man muß überhaupt ehrlicher Weise darauf hinweisen, daß die modernen hermeneutischen Methoden keineswegs in allen Fällen zu sicheren Erkenntnissen führen. Eine Vergötterung der historisch-kritischen Methode ist schlichtweg eine Vergötzung, der gerade derjenige, welcher die Qualifikation »kritisch« für sich in Anspruch nimmt, nicht zum Opfer fallen sollte. Wer die überreiche biblische Literatur von heute auch nur ein wenig kennt, weiß, daß auch bewährte Autoren in einer Vielzahl von Fällen nicht zu gleichen Lösungen kommen oder zum wenigsten nicht den gleichen Gewißheitsgrad vertreten.

Trotz aller gebotenen Vorsicht vor arroganter Selbsteinschätzung ist wider alle pauschale Verdammung der heutigen wissenschaftlichen Exegese festzuhalten: sie ist – aufs ganze gesehen – ein Gewinn für den christlichen Glauben, und zwar in doppelter Hinsicht: a) Sie entlastet den Glauben von ihm auszehrenden Hypothesen. b) Sie vermag in vielen Fällen die tradierten Glaubenslehren in ein neues Licht zu stellen. Für beides sollen hier Konkreta angeführt werden.

A. Die Entlastung des Glaubens durch die moderne Schriftauslegung

1. Auch in der katholischen Kirche hatte man sich weithin angewöhnt, aus dem Charakter der Inspiration die Folgerung zu ziehen, die Bibel ähnlich wie einen Katechismus zu lesen und zu verstehen, das heißt als eine Abfolge »wahrer Sätze«. Daß hier fast durchweg zwei fundamental voneinander verschiedene literarische Gattungen vorliegen, wurde viel zu wenig bewußt wie auch der andere Tatbestand, daß die Hl. Schrift in sich selbst eine überaus große Zahl literarischer Gattungen enthält. Der grobe Raster: »Prosa« – »Poesie«, den man zwar von jeher kannte, aber kaum genügend auswertete, ist völlig unzureichend für die Vielartigkeit biblischer Textformen. Daß ein Text nur dann sachgerecht ausgelegt werden kann, wenn man seine Gattung (auch »Art« oder »Form« genannt) – wenigstens approximativ – bestimmt hat, ist heute auch für die Interpretation biblischer Texte unbestritten. Darum

sollten aber auch alle Gläubigen endlich so weit kommen, nicht mehr von »wörtlicher« oder von »freierer« Auslegung zu sprechen und damit sogar Wertungen zu verbinden. Man muß für diesen Bereich sich Karl Rahners Wort gleichsam in die Seele schreiben: »Man sollte die Redeweise, als habe man früher in der alten Exegese den Genesisbericht ›wörtlicher‹ genommen und tue dies nun nicht mehr, absolut vermeiden, weil sie falsch und verwirrend ist. Man versteht eine Aussage um so wörtlicher, das heißt voller und genauer, je deutlicher und reflexiver man das *genus litterarium* der betreffenden Aussage erkennt. Wenn wir *dieses* heute besser vermögen als früher, verstehen wir, nicht die Exegeten des 19. Jahrhunderts, den Text ›wörtlicher‹.«³

Hätte man früher nicht jeden Erzähltext der Bibel prinzipiell als historischen Text angesehen, hätte manche Glaubenskrise vermieden werden können. Es ist schon von der literarischen Form »Erzählung« her klar, daß dies ein komplexer Oberbegriff ist, welcher mit seiner großen Bandbreite vom Geschichtsbericht über die Sage, Legende, den Roman, die Novelle, die Gleichniserzählung bis zur Fabel, zum Märchen und zum Mythos reicht. Wieso Gottes Geist einzig und allein den Geschichtsbericht zum Gefäß seiner mitteilenden Offenbarung hätte machen sollen, ist angesichts der grundsätzlichen Legitimität aller Grundgattungen der menschlichen Wortwelt unerfindlich.

2. Die Bibel selbst gibt dem aufmerksamen Leser gleich auf ihren ersten Seiten zu erkennen, daß sie im Erzählstil nicht immer »historisch« gelesen und verstanden werden will. Wer die beiden Schöpfungserzählungen Gen 1, 1–2, 4a und Gen 2, 4b–2, 25 genauer studiert, wird im Hintergrund ein je verschiedenes Weltbild gewahren. Gen 1, 1 ff. bewegt sich offensichtlich in Vorstellungen, die von einem Wasserchaos als dem Anfang der Welt ausgehen und entspricht damit genau dem Weltbild der Kulturen an den großen Strömen des Orients. In Gen 2, 4b ff. ist die weite wasserlose Wüste der Zustand des Uranfangs. Hier kommt das Weltbild der Beduinen und Nomaden ins Spiel. Die Verschiedenheit beider Schöpfungserzählungen tritt sodann in der völlig voneinander unterschiedenen (»chronologischen«) Abfolge der Schöpfungswerke geradezu ins Hochrelief. Nach welcher »Chronologie« soll sich der Glaube nun orientieren?

Wer diese Texte »fundamentalistisch«, das heißt als naturkundlich auszuliegende Berichte zu lesen versucht, gerät in unlösbare Schwierigkeiten. Früher hat man sie mit unglaublichen Harmonisierungsversuchen zu überspielen versucht. Die neuere Exegese ist sich darin einig, daß hier zwei im naturkundlichen Sinne unvereinbare Schöpfungserzählungen vorliegen, die je auf ihre Weise – mit den Kulissen der je ihrer Zeit entsprechenden »Weltbilder« – das theologische Thema »Gott, Schöpfer des Himmels und der

³ K. Rahner/P. Overhage, Das Problem der Hominisation. Quaest. Disp. 12/13. Freiburg i. Br. 1961.

Erde« erzählend dem Jahwevolk vor Augen führen (= »narrative Theologie«). Hätten die priesterlichen Verfasser von Gen 1 (um 500 v. Chr.) den jahwistischen Schöpfungstext von Gen 2 (um 900 v. Chr.) naturhistorisch verstanden, hätten sie den ihren gar nicht schaffen und Gen 2 voranstellen können. Damit sind sie die unabweisbaren Kronzeugen dafür, daß die naturkundliche Auslegung der Bibel ein Holzweg ist.

Weder Luther und Melanchthon noch die römischen Theologen im Galilei-Streit haben das Verhängnisvolle des Versuchs erkannt, auch das »Weltbild« der Bibel mit der »Wahrheit der göttlichen Offenbarung« zu decken. Dadurch hat man den tragischen Konflikt der Neuzeit zwischen den Naturwissenschaften und der Theologie geradezu »angelegt«. Heute ist der Glaube entlastet von dieser Hypothek, freilich, geistesgeschichtlich gesehen, eigentlich viel zu spät. Noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hat es nicht an Versuchen gefehlt, Gen 2 so verstehen zu lassen, daß der Mensch biologisch in keiner Weise als Produkt vorgängiger evolutiver Entwicklungen aufgefaßt werden dürfte und die Frau in irgendeiner Weise naturgeschichtlich vom Mann abstamme. Erst die neuere Exegese hat die Basis für eine neue »Symbiose« zwischen Theologie und Naturwissenschaften geschaffen. Unter Naturwissenschaftlern ist dies bekannt und häufig dankbar genutzt, während im breiteren »Publikum«, wie zahlreiche Tests zeigen, leider noch immer häufig die Ansicht vorwaltet, man müsse sich entweder zur Bibel entscheiden oder zum sogenannten »wissenschaftlichen Weltbild«.

3. Auf dem Gebiet der »Geschichte Gottes mit der Menschheit« (Heilsgeschichte genannt) muß es selbstverständlich heilsgeschichtliche Tatbestände und Fakten geben, welche die Bibel verbürgt, zumal ihr Hauptthema nicht die Schöpfung des Kosmos, sondern die geschichtliche Zuwendung Gottes zu den Menschen ist. Daraus aber darf nicht gefolgert werden, *alle* heilsgeschichtlichen Erzählungen seien historisch zu deuten. Die meisten, die so denken, ermessen kaum, mit welchem Ballast sie hiermit den Glauben bepacken. »Mühselig und beladen!« könnte man dann nur von ihm sagen und die Versuchung verstehen, solche niederdrückende Last abzuwerfen.

Nehmen wir ein konkretes Beispiel: das Jonabüchlein. Seine katholischen Kommentatoren haben mehrheitlich bis weit in unser Jahrhundert hinein die Geschichtlichkeit dieser Prophetenerzählung zu begründen versucht. Sie haben geglaubt, auch durch Mt 12,39 f. 16, 4; Lk 11, 32 (Jonaszeichen als Vorauszeichen der Auferstehung!) zu solch schwierigem Bemühen in Pflicht genommen zu sein⁴. Dabei spottete aber folgendes Faktenbündel einer Erklärung der Jona-Erzählung als geschehener Geschichte: a) Sprache und Stil von »Jona« weisen deutlich in die nachexilische Zeit, während der Held des Buches dem 8. Jahrhundert zugehört (2 Kg 14, 25, kurze Erwähnung eines

⁴ Daß es auch eine gültige literarische Typologie gibt, ist für den keine Frage, der ein positives Verhältnis zur wirkmächtigen »Wortwelt« der Literatur hat.

Heilsspruches für Israel!). b) Ninive (schon 612 v. Chr. zerstört) hatte nur ca. 12 km Mauerumfang: ein Durchmesser von drei Tagereisen weist auf eine un reale Riesenstadt hin. c) Die radikale Bekehrung dieser großen »gottlosen« Stadt nach kurzer Predigt tätigkeit des Jona wäre ein moralisches Wunder ohn gleichen in der Geschichte gewesen. Man muß sich dabei vor Augen stellen, daß Jerusalem sich über Jahrhunderte hin nie voll den Propheten und ihrer Botschaft zugewendet hat. Dieser Kontrast ist deutlich und sicher beabsichtigt. d) Die Geschichte mit dem großen Fisch ist ein außerbib lisch mehrfach belegbares folkloristisches Erzählungsmotiv (vgl. z. B. die Herakles- und die Perseussage!), das einem Sonnenmythos (Untergang im Meer, Verbringung nach Osten, Aufgang) nachgebildet ist. e) Die Erzählung bewegt sich von Wunder zu Wunder, ja bildet geradezu eine Wunderkette, wie sie für erbauliche Legenden charakteristisch ist.

Angesichts dieses Bündels von Argumenten ist jeder Versuch einer historischen Deutung wissenschaftlich aussichtslos. Dies hat auch die neuere katholische Exegese erkannt und die Schlußfolgerung daraus gezogen, daß Gott hier das Gefäß der »Lehrerzählung« (Midrasch) inspirativ in den Dienst der Offenbarung seines universalen Heilswillens gestellt hat. Dadurch wird der Glaube nicht nur von einem niederdrückenden Ballast befreit, sondern er kann sich endlich ganz der göttlich verbürgten Botschaft stellen, daß Gottes Huld sich nicht auf Israel begrenzt und gerade durch Vermittlung des Gottesvolkes der Völkerwelt offenbar werden will.

B. Das Geschenk neuen Lichtes für den Glauben

1. Wer sich die von Darwin angelegte Evolutionslehre in ihrer heutigen Form als gesicherte Theorie zu eigen macht, braucht, wie wir gesehen haben, Gen 2 nicht zu fürchten. Daß die Töpferung des Menschen durch Jahwe bildhaft – Bilder sind höchst aussagekräftig! – zu verstehen ist, wird auch durch eine Darstellung am Tempel von Luxor bestätigt. Dort wird der Pharao Amenhotep III. vom Lebensgott Chnum getöpft. Die Ägypter des 14. Jahrhunderts v. Chr., welche dieses Bild erblickten, verstanden es nicht photographisch-protokollarisch. Sie wußten um Zeugung und Geburt auch im Pharaonenhause. Was sollte also diese Abbildung? Nach dem Glauben der Ägypter dieser Zeit war der Pharao der von Gott »durch den irdischen Vater hindurch« aus der Mutter gezeugte Gottessohn. Dieses singuläre un mittelbare Verhältnis von Gott und Pharao sollte im höchst aussagekräftigen Bild der Töpferung illustriert und damit beständig vor Augen gestellt werden. Eine bildhafte »Werde-Geschichte« fungiert also als »Wesens-Aufweis« und gibt damit einen wichtigen hermeneutischen Schlüssel zu Gen 2 ab. Wer demnach die Töpferung des Menschen in Gen 2 auf irgendeine Weise protokollarisch zu verstehen sucht, bleibt weit hinter den alten Ägyptern zurück.

Ihm entgeht aber leider zugleich eine große theologische Botschaft des Jahwisten, bei dem wir aufgrund seiner offenkundigen Kenntnis ägyptischer Traditionen und Anschauungen eine Vertrautheit mit dem Motiv »Töpferung des Pharaos« voraussetzen müssen: Da »Adam« (= Mensch und Menschheit!) jeglichen Menschen repräsentiert, steht nach diesem biblischen Zeugnis nicht nur der König, sondern jeder Mensch in einer besonderen, sein Menschsein sowohl konstituierenden wie prägenden Gottbeziehung. Die priesterliche Schöpfungserzählung hat diese »jahwistische« Verkündigung auf ihre Art bestätigt und eindrucksvoll umformuliert: »Gott erschuf den Menschen als sein Bild, als göttliches Bild erschuf er ihn, als männlich und weiblich erschuf er sie« (Gen 1, 28). Hier liegt der biblische Wurzelboden für die allgemeinen Menschenrechte, die Klassen und Rassen übergreifen.

Der »Jahwist« (10. Jh. v. Chr.), so anonym er und seine Schule für uns auch geblieben sind, ist, wie wir an obigem Beispiel bereits erahnen, ein Theologe und theologischer Anthropologe von so hohen Graden, daß er, einmal entdeckt durch die moderne Schriftauslegung, ein bedeutender und anregender Dialogpartner der heutigen Theologie geworden ist. Sie weiß, daß man sein Werk nicht, wie früher zumeist geschehen, theologisch-dogmatisch auf Gen 2–3 beschränken darf. Gen 3 markiert nur den Einbruch der Sündenmacht in die Menschheit, einer Macht, welche dann, immer stärker anwachsend, sich entfaltet auf der »Bühne« der Kapitel 4–11. Bei Kap. 11 (»Turmbau von Babel«) wird das göttliche Strafgericht nicht mehr bei den vorhergehenden Verfehlungen der Menschheit überholt durch ein entsprechendes göttliches Gnadenwalten. An dessen Stelle tritt am Ende von Kap. 11 die Berufung Abrahams. Dieser göttliche Ausgriff nach dem »Einen« bedeutet nach dem Text von 12, 1–3 mit seiner fünfmaligen Verwendung des Wortfeldes »segnen«, die dem fünfmaligen »Verflucht« der jahwistischen Vorgeschichte entspricht, eine neue Begnadigung der Menschheit in Abraham. Sie ist zunächst Begnadigung eines einzelnen, die über ihn als Stammvater Israels aber auf die ganze Völkerwelt zielt (cf. 12, 3). Hier zeichnet sich eine »Heils-Typik« ab, welche über die Brücke von Jes 53 hinüberführt in den Verständnishorizont des ganzen Neuen Testaments.

Die Auflichtung solcher überaus bedeutsamer Zusammenhänge verdanken wir zumeist der neueren Exegese. Wo die frühere »typologische« Exegese sie unmethodisch erahnte oder intuitiv teilweise erkannte, kann nun dafür eine methodisch verfahrenende Begründung gegeben werden.

2. Wenn im Pentateuch, wie die moderne Erforschung der Schrift mit guten Argumenten zeigen kann, zur jahwistischen Überlieferung (als Grundbestand!) die elohistische, die deuteronomische und schließlich die priesterliche Tradition trat mit ihrer je eigenen »Theologie«, bedeutet diese Feststellung dann nicht eine Auflösung der »einen Bibel«? Keineswegs; diese Theologien stellen vielmehr eine echte Bereicherung dar. Zunächst kann man un-

schwer erkennen, daß diesen verschiedenen Traditionsschichten eine Mittelachse gemeinsam bleibt, um die alles angeordnet ist, ja »schwingt«. Dieses »Achsenthema« ist die »Selbsttranszendenz« des welttranszendenten Gottes zu Welt und Mensch in Schöpfung und Geschichte. Diese eine Übereinstimmung der »vielen Stimmen« ist ein gewichtiges und eindrucksvolles Zeugnis für das währende Grundthema allen Glaubens aller Generationen. Gerade in der Mehrzahl der »Theologien«, welche die moderne Bibelwissenschaft beider Testamente herausgearbeitet hat, tritt das Wesentliche und Bestimmende so zutage, daß uns hierdurch eine »hierarchia veritatum« exemplarisch vor Augen tritt. Zum andern aber bietet die Verschiedenheit der Aspekte und die je und je umakzentuierende Variation des Grundthemas einen Reichtum sondergleichen an, dessen man gerade nicht in einem einzigen Zugriff, sondern erst im schauenden Umschreiten und im abwechselnden Hingriff von Schritt zu Schritt habhaft werden kann. Vielleicht könnte uns so die Bibel ein anregendes Beispiel dafür sein, im Christentum toleranter zu werden gegenüber verschiedenen theologischen Ansätzen und Entwürfen. Freilich müßten diese »Theologien« alle auf ihre »vielerlei Weise« (vgl. Hebr 1, 1) die unaufgebbaren Zentralthemen der biblischen und kirchlichen Verkündigung in der Sache unverkürzt und unverfälscht zur Darstellung und zu Gehör bringen.

3. Für viele mögliche Beispiele positiver Impulse der neueren Schriftauslegung für den Glauben soll hier noch exemplarisch auf den Dekalog hingewiesen werden. Ihm gelten zahlreiche Untersuchungen der letzten Jahrzehnte. Sie kommen, wie dies auch bei gewissenhaftester Handhabung der historisch-kritischen Methode nicht anders zu erwarten ist, in vielen Punkten nicht zu einheitlichen Ergebnissen. Aber in folgenden Punkten besteht eine mehr oder minder große Übereinstimmung: a) Die beiden in einigen Details verschiedenen Fassungen des »Zehnwort« in Ex 20 und Dt 5 lassen erkennen, daß wir es beim Dekalog mit einem (relativen!) Wachstumsgebilde zu tun haben, was ja ganz gut zur christlichen Charakterisierung des Alten Testaments als einer »Offenbarung im Werden« paßt. b) Die Grundforderungen des Dekalogs stimmen so sehr mit den zentralen Anliegen der göttlich inspirierten prophetischen Predigt überein, daß das Deuteronomium damit im Recht ist, das »Zehnwort« zur Basis bzw. zum Kristallisationskern der altbundlichen Gottesoffenbarung zu machen, ja es einfachhin »berit« (= Bund) zu nennen (vgl. Dt 4, 13; 5, 2,22 u. a.). c) Stil und Struktur weisen den Dekalog als das »Gottesrecht« aus, das als solches – in seiner Grundgestalt seit dem 8. Jahrhundert – in den Festgottesdiensten Israels vom amtierenden Priester verkündigt wurde⁵.

⁵ Es sprechen eine Reihe von Gründen und Autoren (z. B. Eißfeldt, Cazelles u. a.) dafür, daß in Ex 24, 7 die »Bundesrolle«, die mitten im ersten Bundesschluß-Festgottesdienst zur Verkündigung kommt, den Dekalog meint.

Diese Erkenntnisse haben eine große Bedeutung für die Glaubensorientierung von heute. Durch sie werden zwei polare Positionen zur Korrektur aufgerufen, die sich folgendermaßen artikulieren lassen: a) Das Zehngebote ist *talis qualis* durch eine Spezialoffenbarung an Mose auf dem Sinai-Horeb in die Welt gekommen. b) Es ist eine historisch allmählich gewachsene Formulierung der Grundethik des Jahwevolkes, die es zu seinem Überleben zu seiner Zeit brauchte, und hat darum keinen Offenbarungscharakter.

Beiden an sich gegensätzlichen Positionen ist merkwürdigerweise eines gemeinsam: eine geradezu altmodische, durch die heutige Erforschung der Bibel längst überholte Auffassung von Inspiration und Offenbarung. Selbst wer eine mosaische Verknüpfung von Jahweglauben und Jahweweisung nicht für gesichert hält (eine Reihe von Gründen macht sie m. E. höchst wahrscheinlich, ja quasi-sicher!), muß doch, falls er an einem göttlich gewirkten geschichtlichen »Zusammen« von Jahwe und Israel festhält, aus den oben unter 2) und 3) genannten Gründen den Dekalog als klare Grundweisung des Offenbarungsgottes an das Gottesvolk betrachten. Damit aber wird die heutige dogmatische Behandlung des Themas »Inspiration und Offenbarung« exegetisch in einem eindrucksvollen Exempel abgesichert.

Eine spezifisch gattungsgeschichtliche Betrachtung des Dekalogs führt über die anskizzierten Probleme seiner Genesis hinaus und weist bei ihm folgende auch für uns überaus bedeutsame Charakteristika nach:

Die wahrhaft »grundlegende« erste Botschaft des Dekalogs (»Ich bin Jahwe, dein Gott, der ich dich aus dem Sklavenhause Ägypten herausgeführt habe«) ist eine Selbstvorstellung Jahwes als Befreier- und Erlösergott. Die Verkürzung dieses »Evangeliums« auf die Katechismusformel »Ich bin der Herr, dein Gott« (noch im Beichtspiegel des neuen »Gotteslob«!) stellt Gott bei biblisch nicht versierten Hörern in die Fehlperspektive eines nur Gehorsam fordernden »Kommando-Gottes«. Die Jahwegläubigen in Israel – das Deuteronomium ist ein einziges großartiges Zeugnis dafür! – haben dagegen Jahwe in dieser durch das Exodusgeschehen untersiegelten Selbstvorstellung⁶ als *mysterium fascinosum* erfahren und damit die folgende Wegweisung als eine lichtvolle Gabe an das Jahwevolk verstanden.

Für den Glauben ergeben sich aus dieser Perspektive der Dekalog-Basis bedeutsame »auflichtende« Folgerungen: Gottes Gnadentat geht allen menschlichen Werken voraus. Er gewährt die Heilssphäre der Freiheit; das entsprechende menschliche Handeln hält im gewährten Heil, bringt es aber nicht selbst hervor. Die »Wegweisung« (»Torah«) des Befreier- und Erlöser-

⁶ Die vielventilierte Frage, ob hier ein Einfluß der hethitischen Vasallenverträge bzw. der Struktur ihres Einleitungsteils (Name und Titel des Großkönigs, Vorgeschichte des Vertrags) vorliege, kann hier eingeklammert werden. Zum klassischen Dekalog (= »Bundescharta«) Israels gehört jedenfalls die Vergegenwärtigung der »Urtat« der göttlichen Befreiung. Dafür bürgt schon die sicher alte Tradition, der Hosea (um 750 v. Chr.) in 12, 10 und 13, 4 (»Ich bin Jahwe, dein Gott vom Lande Ägypten her«) Echo gibt.

gottes, erweist sich also als eine positive Gnadengabe Jahwes, die den menschlichen Bundespartner in seine Fülle einweist und darum von ihm als dankbare Antwort auf die Zuwendung Gottes zu realisieren ist.

Die zehn Weisungen bilden eine zweidimensionale Grundweisung im ganzen. Sie zielen zum einen auf ein bundespartnerisches unmittelbares »Ja« zu Jahwe und zum andern zugleich auf ein »gelebtes Ja« zur mitmenschlichen Gemeinschaft. Denn alle Gebote der sogenannten »zweiten mosaischen Tafel« haben den Mitmenschen zum Ausgangs- und Zielpunkt. »Vertikale« und »Horizontale« werden zu einem einzigen »Fadenkreuz«, welches die »Existenz vor Jahwe« bestimmt. Dies ist eine innere Konsequenz der Jahweoffenbarung: das echte »Ja« zu Jahwe als dem »Gott der Zuwendung« muß »in, durch und mit Jahwe« sich den Menschen zukehren. Einseitiger »Vertikalismus« und einseitiger »Horizontalismus« werden von der biblischen »Bundescharta« von vornherein in die Region der Häresie verwiesen. Diese Auslegung des Dekalogs wird durch die Propheten auf vielerlei und eindruckliche Weise bestätigt und durch Mt 22, 39 (»Gleichheit« des Gebotes der Gottes- und der Nächstenliebe, vgl. auch Mt 25, 31–46!) jesuanisch untersegelt. Mitmenschliches Ethos ist somit praktizierter Glaube und gehört nicht nur konsekutiv, sondern konstitutiv zur »Offenbarungsreligion«, die sich gerade auch darin von den »Religionen der Völker« wesenhaft unterscheidet.



Unsere Darlegungen sind nach keiner Richtung hin erschöpfend. Doch könnten sie geeignet sein – das ist jedenfalls ihre Intention –, allzu pauschalisierenden Urteilen über die moderne Exegese den Boden zu entziehen. Die historisch-kritische Schriftauslegung ist als solche nicht nur kein Irrweg, sondern der erste »Hin-Weg« zu Gottes biblischer Offenbarung und als solcher von den offiziellen kirchlichen Verlautbarungen der letzten Jahrzehnte anerkannt, ja sogar anempfohlen. Sie vermag, sachgerecht und selbstkritisch angewandt, der Glaubensverkündigung in einem eminenten Maße positiv zu dienen. Nur eine Verabsolutierung ihrer selbst oder eine unsachgemäße Handhabung der modernen Schriftauslegung – beide sind vorfindbare Phänomene menschlicher Fehlbarkeit – bewirken das Gegenteil: sie bauen nicht auf, sondern zerstören. Aber faktischer Mißbrauch hebt die Güte eines guten Gebrauches nie auf.